

Zeitschrift:	Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse
Herausgeber:	Verband Schweizerischer Privatschulen
Band:	13 (1940-1941)
Heft:	10
Artikel:	Ueber das Vorlesen von Dichtungen
Autor:	Reinhard, Walter
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-850657

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ueber das Vorlesen von Dichtungen.

Von Dr. WALTER REINHARD,
Internatsdirektor am „Institut auf dem Rosenberg“, St. Gallen.

Wie schade, daß er eine so seltene Erscheinung ist: der Meister des Vortrags, der uns dichterische Kunstwerke in vollendetem Weise zu Gehör bringt! Noch erinnere ich mich deutlich jeder einzelnen Begegnung, die ich mit einem solchen Meister haben durfte, der Umstände, unter denen sie stattfand, und der Wirkung, die von ihr ausging.

Ich trug noch die blaue, für den Kadettendienst mit Sturmband versehene Kantonsschülermütze der unteren Klassen, als im Rathaussaal von Frauenfeld der junge, aus dieser Stadt stammende Schauspieler Eugen Auber einen Vortragsabend gab. Von den großen Leuchtern strahlte festliches Licht durch den einfachen, ebenmäßigen Raum. Unten saßen die Damen und Herren aus Frauenfeld, unsere Lehrer, bekannte Aerzte und was bei solchen Anlässen zu erscheinen pflegte. Wir Kantonsschüler hatten, wie dies so Brauch war, auf der Galerie Platz genommen. Und nun vollzog sich das Einzigartige und Wunderbare, daß mir zum erstenmal in meinem Leben deutsche Dichtung in ihrer unerhörten Schönheit entgegentrat und zum köstlichen Erlebnis wurde.

Zwei Nummern des Programms haben sich mir für immer eingeprägt: Goethes „Erlkönig“ und die harmlos-fröhliche Manövergeschichte „Raps“ des Freiherrn von Schlicht. Den „Erlkönig“ kannte ich schon von der Schule her als spannendes Gedicht. Daß es aber möglich sei, diese nächtliche Begegnung zwischen Kind und Gespenst in ihrer Unheimlichkeit tatsächlich mitzuerleben, die helle angstfüllte Stimme des Sohnes, die tiefe, beruhigende des Vaters und die verschleiert klingende, bald verführerische, bald drohende des Erlkönigs tatsächlich zu hören — das war für mich das Neue und Beglückende.

Nicht anders verhielt es sich mit der Humoreske „Raps“. Ich habe die Geschichte dieser Tage wieder einmal nachgelesen. Sie steht im ersten Band des „Lustigen Salzer Buches“. Ein Hauptmann der ehemaligen kaiserlichen Armee erhält während der Manöver den Befehl, mit seiner Kompanie gegen ein bezeichnetes Ziel hin unverzüglich vorzurücken. „Flurschäden zu machen ist streng verboten. Rapsfelder dürfen unter keinen Umständen betreten werden.“ Und nun sieht sich der Offizier plötzlich einem endlosen Rapsfeld gegenüber. Er stutzt, läßt anhalten — da kommt auch schon der Adjutant angesprengt, um zu fragen, warum die Reservekompanie nicht vorgeinge. Der Hauptmann deutet auf das riesige Rapsfeld hin, das vor ihm liegt und ihn daran hindert, in der Richtung auf die dicke Eiche vorzurücken, die ihm als Ziel bezeichnet wurde. „Aber ich bitte Sie, das ist doch kein Raps, das weiß ich ganz genau, ich bin vom Lande, das ist irgend solch gelbes Pferdefutter.“ So wird denn der Be-

fehl zum Vorrücken erteilt, als atemlos ein Mitglied der Flurbeschädigungs-Kommission dahergestrüpft kommt und den Hauptmann darauf aufmerksam macht, daß er vor einem Rapsfeld stehe und Rapsfelder nicht betreten werden dürften. Man stellt also die Gewehre wieder ab und macht es sich am Boden bequem. Da erscheint in höchster Aufregung der Bataillonskommandeur: „Herr Hauptmann - Herr Hauptmann, wo stecken Sie denn nur? Warum gehen Sie nicht weiter vor? Herr, warum greifen Sie nicht, wie Ihnen befohlen, in das Gefecht ein? — Lassen Sie sofort antreten!“ Der Hauptmann erklärt ihm, daß er nicht weiter könne, weil er vor einem Rapsfeld stehe. Die Flurbeschädigungs-Kommission habe ihm dies mit aller Bestimmtheit gesagt. Aber der Herr Major weiß es besser. Er ist ja auch vom Lande. „Lupinen sind es, weiter nichts, bitte, treten Sie sofort an!“ So fügt man sich denn abermals und schickt sich zum Aufbruch an. Aber auch jetzt wird der gute Hauptmann nicht in Ruhe gelassen. Es erscheinen noch der Herr Oberst und, als die Kompanie endlich im Rapsfeld drinsteht, der Herr General, um sich — natürlich in entgegengesetztem Sinne — zu der Angelegenheit zu äußern. Schließlich wird Gefechtsabbruch geblasen und die zehnte Kompanie einer scharfen Kritik unterzogen, die dahin lautet, daß die Truppe unter allen Umständen hätte vorgehen müssen — „vorausgesetzt natürlich, daß es kein Raps war“!

Es ist nicht zu leugnen, daß die kurze Erzählung meisterhaft aufgebaut ist, und daß ihr der stets wechselnde Dialog zwischen dem Hauptmann und seinen Vorgesetzten, die einander in ihrem botanischen Urteil fortwährend widersprechen, den Charakter größter Wirklichkeitsnähe verleiht. Und doch — wer vermöchte beim bloßen stillen Lesen dieser Geschichte die Kommandorufe wirklich zu vernehmen, wer die verschiedenen Offizierstypen vom Hauptmann bis zum Brigadegeneral leibhaftig vor sich zu sehen! Ja, wer vermöchte, wenn er bloß vor dem Buche sitzt, die Situation in ihrer vollen Komik zu erfassen und so herzlich über diese Schildbürgerei zu lachen, wie wir es damals konnten, als wir durch das Wort des nächschaffenden Künstlers die ganze Manöverszene miterleben durften!

Es ist indessen nicht damit getan, daß man die Geschichte einfach laut lese oder sich von einem andern vorlesen lasse. Entscheidend ist vielmehr, daß ein wirklicher Meister der Sprache und des Ausdrucks uns eine solche Erzählung nachgestaltend vermitte. Ein Meister also — nicht ein Lehrling. Ich habe das am eigenen Leib erfahren, als ich bald nach jenem Vortragsabend die Humoreske in einem Kreis junger Leute zum besten gab. Ich war gut

vorbereitet, aber die Wirkung, die Aberer mit seinem Vortrag erzielt hatte, blieb aus.

Ein Meister der Vortragskunst war auch der Berner Dichter und Hochschullehrer Otto von G r e y e r z . Als ich vor Jahren nach Bern ins erste Semester zog, las er gerade über Gottfried Kellers Meisternovellen. Aber o Glück! Er las nicht nur über sondern auch aus Keller. Besonders war es ihm darum zu tun, seinen Hörern Herz und Sinn zu öffnen für den Humor, der bei diesem Dichter alle Personen und Dinge umspielt, für die Unerschöpflichkeit seiner Erfindungskraft wie für die besondere Kunst, mit der er die Gestalten seiner Dichtung auch indirekt charakterisiert: von den Dingen her, in deren Umgebung sie leben, oder deren sie sich bedienen. Und eben dies gelang ihm ausgezeichnet. Der Hausrat der Züs Bünzlin, die übertünchte Wanze, die zu neuem Leben erwacht und als winziger blauer Berg auf der Wand weiterwandert, der Schätzekongreß beim Landvogt von Greifensee und die stürmische Beratung der sieben Grauköpfe, die sich über ihre Schützengabe streiten — das alles trat, wenn G r e y e r z las, so bildhaft deutlich vor den Hörer hin, daß es kaum mehr eines theoretischen Hinweises bedurfte, um diesen vom Reichtum der Kellerschen Dichtung zu überzeugen, daß aber gleichwohl — gewissermaßen als Dank für die empfangene Gabe — auch das Interesse und die Bereitschaft für wissenschaftliche Belehrung sich bei ihm einstellten.

Meine letzte Begegnung mit einem großen Vortragsmeister liegt erst um wenige Monate zurück, und auch sie vollzog sich im Zeichen Gottfried Kellers. Doch ging es diesmal nicht um seine epische Dichtung, sondern um seine Lyrik. Es war an unserer Schulfreier zum 50. Todestag des Dichters. C a r l F r i e d r i c h W i e g a n d aus Zürich — wie Otto von G r e y e r z Dichter, Gelehrter und Lehrender von Ruf — hielt die Gedenkrede und trug im Anschluß daran ein paar Gedichte von Gottfried Keller vor. Er hielt die Gedenkrede — nein, er gestaltete, entwarf in freiem Gedankengang, getragen von der Verehrung für Gottfried Keller und von der Begeisterung der jugendlichen Zuhörer, ein ausdrucksvolles Bild des großen Schweizers.

Dann kamen die Gedichte. Wir kannten sie alle, hatten sie längst liebgewonnen, wußten irgendwie um ihre verborgene Schönheit. Nun aber begannen sie zu klingen, das Bildhafte an ihnen nahm Gestalt an, das Musikalische verwandelte sich in Töne, der seelische Gehalt, von einem Meister nachempfunden und wieder der menschlichen Stimme anvertraut, ergriff unmittelbar alle Herzen. Da standen wir in Gedanken auf der dünnen Eisdecke, schauten durch das grüne Glas auf den Grund des Sees und sahen an dem dunklen Baum, der aus der Tiefe stieg, die weiße Nixe emporklettern. „Mit ersticktem Jammer tastet' sie an der harten Decke her und hin“. Ja,

wir hörten ihre Klage, fühlten den erstickten Jammer der im Eise eingeschlossenen Natur. Dann wieder freuten wir uns, mit dem Dichter die Augen als „unsere lieben Fensterlein“ anreden zu dürfen, wurden dankbar der Fülle des Schönen bewußt, das überall ausgebreitet liegt, und ließen uns gerne sagen, daß wir sie recht weit aufmachen sollten, diese Fensterlein, um hereinzulassen, was nur immer hereinströmen will „von dem goldenen Ueberfluß der Welt“. Und endlich das Lied „An das Vaterland“. Wie oft hatte ich es mitgesungen in der vaterländischen Gemeinde. Heute aber erschien es mir gesprochen noch schöner. Beten, nicht singen will ja der Dichter, wenn er vor den Allerhöchsten tritt, und als ein wirkliches Gebet erklangen heute seine Worte: „Lasse strahlen deinen schönsten Stern nieder auf mein irdisch Vaterland!“

So rufe ich denn nach dem Mittler, der dem dichterischen Kunstwerk seine Seele und seine Sprache leihst. In der Musik gibt es neben dem schaffenden Künstler den ausübenden, neben dem Komponisten den Sänger und Solisten eines Instruments. Manchmal ist der große Musiker auch beides in einer Person. Das schließt indessen nicht aus, daß noch hundert andere Meister schon zu seinen Lebzeiten und erst recht, wenn er einmal nicht mehr unter den Lebenden weilt, sein Werk aufführen und in immer neuen Nachschöpfungen der Mitwelt zum Geschenk machen. In der Dichtung fehlt dieser Mittler fast ganz, oder besser: es gibt ihn zwar, aber nur für die eine Gattung sprachlicher Kunstwerke, das Drama. Das epische und lyrische Gedicht und erst recht die epischen Kunstformen in ungebundener Form (Erzählung, Novelle, Roman) gehen meist leer aus.

Dies hat seinen Grund in einem alten Vorurteil. Als nach der Erfindung der Buchdruckerkunst alle Dichtung gedruckt wurde und somit gelesen werden konnte, bildete sich die Meinung, daß das dichterische Kunstwerk auch nur zum stillen Gelesenwerden bestimmt sei. Man übersah, daß gedruckte Dichtungen, seien es nun solche in gebundener oder in ungebundener Form, nichts anderes sind als schöne Partituren, die einmal zum Klingen gebracht werden müßten. Gewiß vermögen sie auch so dem Leser viel zu geben. Auch sind wir froh, sie immer zur Hand zu haben und uns stets erneut in sie vertiefen zu dürfen. Wer jedoch das Glück gehabt hat, einmal einem großen Vortragsmeister zu begegnen, weiß, daß noch ganz andere Kräfte in ihnen schlummern, die nur durch jenen geweckt werden können.

Aber nicht nur das persönliche Erlebnis, auch unser theoretisches Verhalten einem sprachlichen Kunstwerk gegenüber spricht dafür, daß wir Dichtung im Grunde doch als etwas betrachten, was eigentlich vorgetragen werden müßte — mögen wir noch so froh sein, daß wir sie auch lesen, daß wir uns mit einem schönen Buch in einen stillen Winkel

zurückziehen dürfen. Da reden wir von Tonmalerei, von Klangschönheiten, von hohen und tiefen Tönen, die nicht zufällig da seien, sondern ihre bestimmte Aufgabe hätten, von einer Versmelodie, die dem Gehalt des Gedichtes in wunderbarer Weise entspreche. Das alles aber sind doch Werte, die erst beim künstlerischen Vortrag in Erscheinung treten.

Oder wir weisen darauf hin, daß Conrad Ferdinand Meyer in seiner Novelle „Die Hochzeit des Mönch“ nicht nur eine fesselnde Geschichte erzähle, sondern im Rahmen, der diese Geschichte umgibt, die Situation des Erzählers ganz einzigartig mitbeschreibe. Da sei eine Hofgesellschaft vor einem breiten Feuer behaglich, „in den bequemsten Stellungen, welche der Anstand erlaubt“, zum Erzählen versammelt, und nun trete der große Dante in ihren Kreis, um an ihren Gesprächen teilzunehmen und nach einigem Widerstreben selber auf Wunsch des Gastherrn eine Geschichte zu erzählen. Müßten wir, die wir auf diese literarische Feinheit hinweisen und von der Situation des Erzählers reden, uns nicht dafür einsetzen, daß ausgesprochene Erzählungen wieder einen Erzähler finden — einen Nacherzähler nämlich, einen Diener am Wort des Dichters, einen Mittler zwischen ihm und der Gemeinde?

Wo brauchen wir nun den Mittler am nötigsten? Sein Platz ist vor allem in der Schule. Viel zu sehr sind wir im höheren Unterricht darauf aus, ein sprachliches Kunstwerk zu erklären, nach Form und Inhalt zu zergliedern, in eine bestimmte Zeit hineinzustellen. Und viel zu wenig machen wir es uns zur Aufgabe, den Schülern sprachliche Kunstwerke zunächst einfach zu vermitteln, und zwar als Kunstwerke, als etwas Schönes und Beglückendes, als etwas, das uns erhebt, ergreift, innerlich reicher macht. Wie dankbar sind junge Menschen dafür, wenn man ihnen einfach einmal vorliest, vielleicht sogar regelmäßig vorliest, ohne großen Kommentar und ohne Frag- und Antwortspiel. Warum soll der Lehrer nicht einmal einen Balladenabend veranstalten? Warum nicht einmal eine literarische Herbst- oder Frühlingsfeier? Es gibt so wunderbare Herbst- und Frühlingsgedichte. Nur müßte man sie nicht im Sommer und Winter, sondern gerade zur betreffenden Jahreszeit lesen. Und warum soll er nicht, wenn er über die Kunstform des Epos spricht, einmal ein paar Gesänge aus großen Epen vorlesen: aus dem „Nibelungenlied“, aus „Hermann und Dorothea“, aus dem „Olympischen Frühling“? Gerade dieses letzte Werk hat mich als Schüler in feurige Begeisterung versetzt, als Thomas Roffler, der einmal bei uns den Lateinlehrer zu vertreten hatte, es uns mit hohem Schwung vorlas. Spittelers kunstvolle Sprache, die Kraft und Lebendigkeit seiner Bilder, die Erdverbundenheit seiner Götter und Helden — das alles vermochte uns damals zu entzücken und ver-

mag noch heute jedem empfänglichen Menschen zum festlichen Erlebnis zu werden.

Um es noch einmal und noch deutlicher zu sagen: Wir müssen unsren Schülern die sprachlichen Kunstwerke in ihrer Eigenschaft als Kunstwerke zuerst vermitteln, ehe wir daran gehen, sie nach irgendwelchen Gesichtspunkten zu behandeln. Wo solche Vermittlung stattgefunden hat und regelmäßig stattfindet, da stellt sich auch die Bereitschaft zu gedanklicher Durchdringung, zu literarhistorischer und ästhetischer Betrachtung ein.

Die Voraussetzung für ein solches Vorgehen ist allerdings die, daß der Deutschlehrer an mittleren und höheren Schulen sich auf das Vorlesen verstehe, daß er selber ein Vortragsmeister sei. In vielen Fällen wird das auch zutreffen, in nicht wenigen trifft es leider nicht zu. Kein Reglement zwingt ihn oder zwang ihn jedenfalls früher, sich an einem Kursus für Stimmbildung, für Sprechtechnik und, was die Hauptsache ist, für künstlerischen Vortrag zu beteiligen. Ja, vielfach gab es früher an Hochschulen solche Kurse überhaupt nicht. Und wohl nur an wenigen Universitäten wird der künftige Deutschlehrer daraufhin geprüft, ob er in der Lage sei, ein Gedicht oder einen Prosatext auch wirkungsvoll vorzutragen, wie er sich am Examen ja auch nicht ausdrücklich darüber auszuweisen hat, ob er selber ein gutes Deutsch spricht oder schreibt, selber die Gebrauchsformen der Prosa (Bericht, Beschreibung, Schilderung usw.) beherrscht, die er neben den Kunstformen der Poesie mit seinen Schülern behandeln und einüben soll.

Der Platz des Mittlers ist aber auch im Vortragssaal. Wir bekommen wohl viele gute Vorträge über unsere Dichter zu hören. Selten aber liest einmal jemand aus ihren Werken vor. Vermittlung von Kunstwerken, lautet auch hier die Lösung. Das Volk soll seine Dichter kennenlernen. Nachher kann man dann daran gehen, ihre Werke denkend zu bearbeiten und sie ihm auch von der literarischen Seite näherzubringen. Leider liest es sie selber nicht. Der „Schweizerspiegel“ hat kürzlich eine Untersuchung darüber veranstaltet, wie weit Gottfried Keller bei uns ins Volk gedrun- gen ist, wie weit man ihn wirklich kennt. Das Ergebnis ist erschütternd. Trotz der vielen guten und billigen Volksausgaben haben nur wenige etwas von ihm gelesen. Also beschreite man einmal einen andern Weg! Man trage unsere Dichter ins Volk durch das lebendige, gesprochene Wort, durch den künstlerischen Vortrag ihrer Werke! Ueberall, in der Stadt und auf dem Land, veranstalte man Vorlesabende, zu denen um wenig Geld jedermann Zutritt hat! Zwar ist der Meister des Vortrags heute noch eine seltene Erscheinung — jener Meister, der von Berufes wegen und aus innerer Berufung heraus das Wort des Dichters tönen macht. Mancher Schauspieler aber wird sich darüber freuen, wenn

er zu diesen Abenden herangezogen wird und sein Können nicht nur in den Dienst der dramatischen, sondern auch der lyrischen und epischen Dichtung

stellen darf. Diener am dichterischen Wort — das ist es, was wir brauchen. Ihr Dienst am Wort wäre auch ein Dienst am Volk.

Kleine Beiträge:

Jugend und Fünftagewoche.

In zahlreichen Betrieben wird gegenwärtig durch die Einführung der Fünftagewoche die Arbeitszeit eingeschränkt. Dadurch wird in einem großen Teile unseres Landes die sinnvolle Gestaltung der Freizeit für die betroffene, heranwachsende Jugend zu einem wichtigen Problem von nationaler Tragweite.

Es bestehen zahlreiche Möglichkeiten, auf die Freizeit der Jugendlichen günstig einzuwirken, sowohl innerhalb der Familie, als auch in gemeinsamen Veranstaltungen in Jugend- und Gemeindestuben, wobei mit der Mitarbeit der Jugendorganisationen, des zivilen Frauenhilfsdienstes und anderer kultureller Institutionen gerechnet werden darf. Auf Grund der schweizerischen Verhältnisse bleibt die Initiative hiefür am besten bei den Gemeinden und Regionen. Erfahrungsgemäß wird es dadurch möglich sein, die Maßnahmen so auszuwählen und zu gestalten, wie sie den örtlichen Gegebenheiten und Bedürfnissen entsprechen.

Das Zentralsekretariat Pro Juventute (Seilergraben 1, Zürich) hat zur Förderung dieser örtlichen Bestrebungen einen Freizeitberatungsdienst eingerichtet, der von fachkundigen Mitarbeitern betreut wird. Diese beraten in allen Fragen der Freizeitgestaltung, wie Einrichtung von Freizeitwerkstätten und Kursen, Gestaltung von Heimabenden, Vermittlung von Vortragsreferenten, Filmen, Bildung von Arbeitsgruppen zur sozialen Hilfeleistung, Wanderungen und anderen Maßnahmen zur geistigen und körperlichen Erziehung.

Der Freizeitberatungsdienst richtet an alle Jugendfreunde die Bitte, im Einvernehmen mit den Bezirkssekretariaten Pro Juventute die Initiative zu ergreifen, um die erweiterte Freizeit unserer Jugend in gesunde Bahnen zu lenken.

Jahresversammlung des Kath. Lehrervereins der Schweiz in Luzern am 6./7. Oktober 1940.

Am Vорabend fand die Delegiertenversammlung zur Entgegennahme des Jahresberichtes und der verschiedenen Rechnungen, sowie zur Aussprache über aktuelle Tagesfragen statt. Zentralpräsident Ignaz Fürst konnte, trotzdem die Mobilisation da und dort Hemmnisse in den Weg fruchtbare Arbeit legte, auf eine vielgestaltige Tätigkeit verweisen. Der leitende Ausschuß behandelte die Geschäfte in 8 Sitzungen. Die „Schweizerische Schule“, das Organ des Vereins mit dem Hauptgeschäftsführer Prof. Dr. Dommann, hielt sich auch dieses Jahr auf der Höhe ernster Aktualität. Verschiedene Sondernummern boten reiche Anregungen. Die Beilage „Volksschule“ (Redaktion Johann Schöbi, Gobau) stand ganz im Dienste der Praxis; ebenso die Beilage „Lehreerin und weibliche Erziehung“ (Redaktion Margrith Lüdin, Basel).

Die wissenschaftliche Rubrik „Mittelschule“ redigierte HH. Dr. Pius Emmenegger, Freiburg. Für „Heilpädagogik und Hilfsschule“ zeichnet Univ.-Professor Dr. Josef

Spieler, Freiburg, während die Rubrik „Religionsunterricht“ von HH. Prof. Franz Bürkli, Luzern, betreut wird.

Der Schülerkalender „Mein Freund“ fand in vielen tausend Exemplaren begeisterten Anklang bei der Jugend. Die Reiselegitimationskarte konnte die Zahl der Vergünstigungen erheblich erweitern und darf als anregendes Reisebüchlein bezeichnet werden. Die Hilfskasse konnte auch im vergangenen Jahr harte Not und bange Sorgen lindern. Das Unterrichtsheft steigerte seinen Absatz, ein Zeichen, daß es praktisch angelegt ist. Mehrere Kantone haben es obligatorisch erklärt. Die Krankenkasse weist bei 500 Mitgliedern einen Vermögensbestand von 88,000 Franken auf. Sie gehört nicht nur zu den solidesten, sondern auch zu den großzügigsten Kassen. Zur seelischen Vertiefung und als Kraftquelle treuer Berufshinweise werden die Exerzitien auch finanziell gefördert. Während die „Arbeitsgemeinschaft für Erziehung und Unterricht“ sowie die Fachgruppe „Kinder- und Jugendfürsorge“ sich reger Tätigkeit erfreuten, wurden die „Katholische Jugendschriftenkommission“ und die Kommission für katholische Ferienkolonien und Jugendwandern infolge des Militärdienstes der Präsidenten in ihrem Wirken stark gehemmt. Der kath. Lehrerverein betätigte sich im Verband für Berufsberatung und Lehrlingsfürsorge, in der Kommission für das „Schweizer Schullichtbild“, im „Forum Helveticum“ und im „Schweizer Jugendschriftenwerk“.

In der Aussprache machte Herr Eduard Fischer, Lehrer, Olten, und erfolgreicher Jugendschriftsteller, als Präsident der kath. Jugendschriftenkommission interessante Feststellungen. Trotz aller Bemühungen, nimmt jedoch der kath. Lehrerverein in der Kommission nur eine Aschenbrödelstellung ein. Als neue Mitglieder in das Zentralkomitee beliebten: HH. Pfarrer Jossen, Wallis, und Sekundarlehrer Kälin, Einsiedeln. — Um das Wirken der Hilfskasse noch vermehren zu können, wurde ein Mitgliederbeitrag von Fr. 1.— beschlossen.

Ein kollegialer Abend stand unter dem Szepter von HH. Vizepräsident Dr. Mühlbach, Luzern. Der luzernische Erziehungsdirektor Dr. Egli zeichnete in kurzen Wörtern das katholische Erziehungsideal und forderte die Lehrerschaft auf, die Jugend zur freudigen Erhaltung unserer christlichen Kulturgüter zu erziehen, auf. Ein klares „Du sollst“ muß die Jugend zu widerspruchsloser Tat begeistern. „Die wahre christliche Nächstenliebe allein kann die von Egoismus und Hetzsüchtigkeit zerfressene Menschheit zu Glück und Frieden führen“, meint selbst der große Wirtschaftsführer Dr. Laur.

Die Generalversammlung wurde durch einen erhabenden Festgottesdienst eingeleitet. Sr. Gnaden Dr. Leodegar Hunkeler, O.S.B., Abt von Engelberg, sprach in einem tiefen Kanzelwort über die christliche Erzieherwürde und zeigte der Lehrerschaft in geistvollen Ausführungen die Kraftquellen des Rosenkranzgebetes. Freude, Sorgen, Leiden und die trostvolle Hoffnung auf eine selige Ewigkeit wurden in die Geheimnisse eingebaut.